

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 55 (1951-1952)

Heft: 2

Artikel: Benito Cereno : Seefahrer-Roman. Teil 2

Autor: Melville, Herman

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661504>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

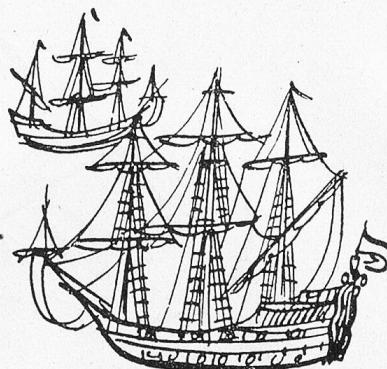
Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Benito Cereno

SEEFAHRER-ROMAN VON HERMAN MELVILLE

Copyright by Verlag der Arche, Peter Schifferli, Zürich



2

Wenn Kapitän Delano die lärmige Störrigkeit der Schwarzen mit der anscheinend mürrischen Ohnmacht der Weissen verglich, dann konnte er eine milde Genugtuung über das gleichmässig gute Betragen Babos nicht unterdrücken.

Aber dieses gute Betragen vermochte wohl ebenso wenig den halbirren Don Benito aus seiner umwölkten Stumpfheit zu reissen wie die schlechte Aufführung der andern. Doch liess sich der Eindruck, den der Spanier auf seinen Besucher machte, so genau gar nicht fassen. Der empfand die Unrast des Einzelnen vorläufig nur als besonders hervorstechendes Merkmal der allgemeinen Not, die auf dem Schiffe herrschte. Und doch verletzte ihn diese Gleichgültigkeit, die er sich zunächst nur als Abweisung seiner eigenen Hilfsbereitschaft auslegen konnte, nicht wenig. Des Spaniers ganzes Gehaben verriet ja auch eine bittere Verachtung, die zu verbergen er sich gar keine Mühe gab. Nun war der Amerikaner freilich nachsichtig genug, dies der aufreibenden Wirkung der Krankheit zuschreiben, hatte er doch immer wieder beobachtet, dass langes physisches Leiden in gewissen Menschen das Bedürfnis nach Geselligkeit und gegenseitiger Annäherung völlig zu ersticken scheint, als hielten sie, weil sie selber auf trocken Brot verwiesen sind, es nur für billig, dass jeder, der in ihre Nähe kommt, durch geringsschätzige oder beleidigende Behandlung zum Mithalten gezwungen werde.

Aber bald darauf wollte es Kapitän Delano scheinen, als hätte er, bei aller Schonung, mit der er den Spanier beurteilte, doch nicht genug Nachsicht geübt. Im Grunde war es ja Don Benitos Zurückhaltung, die ihm so missfiel, aber gerade diese Zurückhaltung zeigte er gegen alle, den Leibdiener ausgenommen. So brachte er zum Beispiel kaum die Geduld auf, ohne verächtlichen Widerwillen die dienstlichen Berichte anzuhören, die ihm nach

Seebrauch irgend ein kleiner Untergebener (ein Weisser, ein Mulatte oder ein Schwarzer) zutragen musste. Bei solchen Gelegenheiten liess sich sein Benehmen demjenigen vergleichen, das man seinem kaiserlichen Landsmann, Karl V. nachsagt, kurz bevor er sich vom Thron in klösterlicher Einsamkeit zurückzog.

Diesen gereizten Abscheu gegen seine eigene Stellung bekundete er in fast jeder Verrichtung. Ebenso stolz wie launisch liess er sich zu keinerlei persönlichen Befehlen herab. Wenn immer besondere Anweisungen notwendig waren, so wurde sein Leibdiener mit der Erledigung betraut, der sie seinerseits an den endgültigen Bestimmungsort weitergab durch Läufer, flinke spanische Knaben oder Sklavenbuben, die Don Benito wie Pagen oder Haifisch-Lotsen¹³ in Rufweite umkreisten. Hätte ein Landbewohner diesen verschlossenen Kranken gesehen, wie er stumm und teilnahmslos umherschlich, er hätte wohl kaum in ihm die Verkörperung jener herrischen Macht vermutet, die auf See keine Instanz über sich kennt.

So schien der Spanier in seiner Teilnahmslosigkeit ein hilfloses Opfer geistiger Zerrüttung. Konnte diese Verschlossenheit aber nicht ebenso gut einer geheimen Absicht entspringen? Wenn ja, dann trat in Don Benito die letzte Steigerung jenes kalten, berechnenden Vorgehens zutage, wie es sich die Kapitäne aller grösseren Schiffe mehr oder minder zu eigen machen. Von Geselligkeit oder Befehlsgewalt ist, ausser in Notfällen, keine Spur mehr an ihnen zu finden; sie haben sich in Eisblöcke verwandelt, oder vielmehr in geladene Kanonen, die solange schweigen bis der Feuerbefehl erfolgt.

So gesehen schien es nur der natürliche Ausdruck einer in jahrelanger Verstellung erworbenen Gewohnheit zu sein, wenn der Spanier trotz der augenblicklichen Lage seines Schiffes in einer Hal-

tung verharrte, die in einem gut ausgerüsteten Segler, wie es die «San Domingo» bei der Ausfahrt gewesen sein mochte, gewiss unschädlich — unter Umständen sogar angebracht — war, die sich jetzt aber nicht besonders klug ausnahm. Vielleicht glaubte der Spanier auch, bei Kapitänen und Göttern sei die gleiche Regel am Platz: Zurückhaltung unter allen Umständen!

Doch hatte die Annahme, dass er mit dem Anschein schlafender Macht nur seine ihm durchaus bewusste geistige Beschränktheit verhüllen wollte, mehr für sich — nicht kluge Diplomatie also, sondern bloss durchsichtiges Blendwerk. Wie dem auch sei, ob Don Benitos Benehmen berechnet war oder nicht, je länger Kapitän Delano diese alles durchdringende Zurückhaltung beobachtete, um so weniger fühlte er sich aus der Ruhe gebracht, wenn sie sich gegen ihn selbst wandte.

Uebrigens waren seine Gedanken keineswegs vom Kapitän allein in Anspruch genommen. An den ruhigen Gleichtakt des Robbenfängers mit seiner gemütlichen Mannschaftsfamilie gewöhnt, tat das lärmige Durcheinander der Leidensschar hier auf der «San Domingo» seinen Augen immer wieder weh. Er bemerkte einige besonders auffallende Verstösse nicht nur gegen die Disziplin, sondern auch gegen den Anstand. Kapitän Delano konnte sie nur mit der Abwesenheit jener untergeordneten Deckoffiziere erklären, denen auf einem stark besetzten Schiff, neben wichtigeren Aufgaben, auch das anvertraut ist, was man das Polizeiwesen nennen könnte. Wohl schienen die alten Wergzupfer gelegentlich gegen ihre Landsleute die Rolle beschwichtigender Aufseher zu übernehmen; aber wenn es ihnen auch manchmal gelang, den unbedeutenden Hader, der hin und wieder zwischen zwei Männern aufkam, zu schlichten, — die allgemeine Ruhe herzustellen, dazu waren sie so gut wie unfähig. Die «San Domingo» befand sich gleichsam in der Lage eines überseeischen Auswandererbootes. Ein solches Schiff hat immer unter seiner zahlreichen lebenden Fracht einzelne Menschen, die kaum lästiger wirken als Kisten und Ballen; aber die gutmütigen Vorstellungen dieser wenigen richten bei ihren roheren Gesellen nicht halb so viel aus wie der energische Arm eines Maats. Was der «San Domingo» fehlte, waren strenge höhere Offiziere, wie man sie auf einem Auswandererschiff antrifft. Auf diesen Decks war nicht einmal ein vierter Maat zu finden.

Dies machte den Besucher neugierig auf die Einzelheiten jener Unglücksfälle, die den Offi-

ziersmangel und was damit zusammenhing verursacht hatten; denn wenn er sich auch aus dem Gejammer, von dem er zuerst empfangen worden war, einen schwachen Begriff von der Reise hatte bilden können, im einzelnen war keine einleuchtende Schilderung zu erhalten gewesen. Am besten würde ohne Zweifel der Kapitän selber Bescheid wissen. Zwar widerstrebt es dem Besucher vorerst, ihn darum anzugehen, da er eine kühle Abweisung befürchten musste. Endlich aber nahm er sich ein Herz, versicherte Don Benito noch einmal seiner wohlwollenden Teilnahme und fügte hinzu, dass er ihm gewiss besser helfen könnte, wenn er nur etwas Genaueres über das Missgeschick des Schiffes wüsste. Würde Don Benito wohl die Güte haben, ihm die ganze Geschichte zu erzählen?

Don Benito taumelte, starre leer wie ein plötzlich angerufener Schlafwandler auf seinen Gast und blickte schliesslich vor sich auf den Boden. In dieser Stellung blieb er so lange, dass Kapitän Delano, der nun seinerseits die Fassung zu verlieren und wider Willen ebenso unhöflich zu werden schien, sich jäh wegwandte, um von einem der spanischen Matrosen die gewünschte Aufklärung zu erhalten. Er war aber noch nicht fünf Schritt weit, als Don Benito ihn mit einem seltsamen Ungestüm zurückbat, seine augenblickliche Geistesabwesenheit bedauerte und sich bereit erklärte, der Bitte zu willfahren.

Die beiden Kapitäne standen fast während der ganzen Erzählung auf dem hinteren Teil des Hauptdecks, einem Platz, zu dem niemand Zutritt hatte. Nur der Diener war in der Nähe.

«Es sind nun 190 Tage her», begann der Spanier in seinem trockenen Flüsterton, «dass dieses Schiff mit Offizier und Matrosen wohl bemann und mit etwa 50 Spaniern als Passagieren von Buenos Aires nach Lima absegelte. Es trug die übliche Ladung, Paraguay-Tee und dergleichen und» — er deutete nach vorn — «den Haufen Neger da, jetzt, wie Ihr seht, kaum mehr als hundert-fünfzig, damals aber über dreihundert Köpfe. Auf der Höhe von Kap Horn hatten wir schwere Böen. Eines Nachts gingen in einem Augenblick drei meiner besten Offiziere und fünfzehn Matrosen zusammen mit der Grossrahe¹⁴ verloren. Die Spiere, von der aus sie das vereiste Grossegel einzuholen versuchten, brach plötzlich in den Tragschlingen. Um das Schiff zu erleichtern, wurden die schweren Säcke mit Matetee über Bord geworfen, samt einem guten Teil der Wasserschläuche, die damals auf Deck angebunden waren. Gerade

diese notwendige Massnahme ist dann, zusammen mit den späteren langen Fahrtverzögerungen, zur Hauptquelle unserer Leiden geworden. Als —»

Hier überwältigte ihn ein Hustenanfall, der wohl durch seine innere Qual veranlasst wurde und ihn einer Ohnmacht nahebrachte. Sein Diener hielt ihn und führte ihm ein belebendes Mittel, das er ihm aus der Tasche geholt hatte, an die Lippen, worauf er wieder zu sich kam. Der Schwarze, der seinen Herrn nicht ohne Stütze lassen wollte, so lange er sich nicht völlig erholt hätte, hielt ihn mit einem Arm immer noch umschlungen und schaute ihm zugleich scharf ins Gesicht, als erwartete er von dort das erste Anzeichen vollständiger Erholung, vielleicht auch eines Rückfalls.

«O Gott, ich hätte die schrecklichsten Stürme mit Freuden begrüßt, wenn mir das, was ich durchmachte, erspart geblieben wäre. Doch —»

Sein Husten kam wieder, heftiger als vorher. Als er sich endlich legte, fiel Don Benito mit rot gefärbten Lippen und geschlossenen Augen schwer gegen den ihn stützenden Diener.

«Er phantasiert, er denkt an die Pest, die nach den Stürmen kam», seufzte der Diener bekümmert, «armer, armer Master»; wobei er die Hand ängstlich bewegte und ihm mit der andern den Mund trocknete.

«Doch seid ganz ruhig, Señor», wandte er sich wieder an den Kapitän, «diese Anfälle dauern nie lang, der Master wird gleich wieder zu sich kommen.»

Don Benito fühlte sich allmählich besser und fuhr fort, aber da er den nun folgenden Teil seiner Erzählung sehr unzusammenhängend vortrug, sei hier nur das Wesentliche wiedergegeben.

Nachdem die Stürme tagelang das Schiff auf der Höhe von Kap Horn herumgeschlagen hatten, war offenbar der Skorbut ausgebrochen und hatte Weisse und Schwarze in grosser Zahl dahingerafft. Dann hatte man sich endlich in den Pazifik hingearbeitet, aber Spieren und Segel hatten so sehr gelitten und wurden von der restlichen, zum grössten Teil kranken Mannschaften so ungeschickt bedient, dass das schwerfällige Schiff den Nordkurs nicht beibehalten konnte, sondern viele Tage und Nächte gegen Nordwesten abtrieb. Plötzlich fiel dann der Wind aus den Segeln und überliess das Schiff in unbekanntem Wasser einer schwülen Flaute. Und wenn die Wasserschläuche vorher ihr Leben gefährdet hatten, so erwies sich jetzt deren Mangel als ebenso verhängnisvoll. Die mehr als knappe Wasserzuteilung verursachte, oder ver-

schlimmerte wenigstens, ein bösartiges Fieber, das nach dem Skorbut auftrat. Bei der ungewöhnlichen Hitze und der anhaltenden Windstille schlich es nicht lange herum, sondern raffte wie eine mächtige Sturzwelle ganze Familien von Afrikanern dahin und eine — im Verhältnis — noch grössere Anzahl von Spaniern. Ein unseliges Verhängnis wollte es, dass sich alle Offiziere des Schiffes darunter befanden. Im heftigen Westwind, der die Flaute endlich ablöste, waren die bereits zerschlissenen Segel — man hatte sie in der Eile nur losgebunden, aber nicht eingerollt — nach und nach zu den jetzigen Bettlerlumpen geworden. Um die verlorenen Matrosen zu ersetzen, sowie Wasservorrat und Segel zu besorgen, hatte der Kapitän so früh wie möglich Kurs auf Valdivia¹⁵, den südlichsten Hafenort Chiles und Südamerikas, gehalten. Der Nebel hatte es ihm dann aber unmöglich gemacht, diesen Hafen auch nur zu sehen. Fast ohne Mannschaft, ohne Segel und Wasser und immer wieder neue Tote dem Meer hinopfernd, war die «San Domingo» seither wie ein Federball von den Winden hin und hergespielt worden, hatte sich von Strömungen verführen und in Flauten von Tang überziehen lassen und war, wie einer, der sich im Wald verirrt, den gleichen Weg oft zweimal gelaufen.

«Aber in all diesem Elend», so fuhr Don Benito heiser fort, wobei er in der halben Umarmung seines Dieners eine gequälte Bewegung machte, «muss ich diesen Negern hier danken, die zwar für Eure ungewohnten Augen etwas Unbotmässiges haben mögen, die sich in Wahrheit aber weniger kopflos benommen haben, als selbst ihr Herr es unter solchen Umständen für möglich gehalten hätte.»

Wieder übermannte ihn die Schwäche; er verlor die Besinnung, sammelte sich aber gleich und führte die Erzählung weniger abgerissen weiter.

«Ja, wie recht hatte ihr Herr, als er mir versicherte, dass bei seinen Sklaven keine Fesseln nötig wären; darum sind die Neger, wie wir es bei diesen Transporten gewohnt sind, immer an Deck geblieben und nicht, wie auf den Guinea-schiffen, unten im Laderaum verlocht worden. Auch dürfen sie sich innerhalb bestimmter Grenzen nach Belieben frei bewegen.»

Schon wieder verliessen ihn die Sinne; er redete irr, erholte sich und nahm den Faden wieder auf.

«Doch Babo hier ist's, dem ich nächst Gott meine eigene Rettung danke, und auch das Verdienst, seine unwissenden Brüder beschwichtigt zu haben,

wenn sie mitunter zu murren begannen, kommt ihm zu.»

«O Master», seufzte der Schwarze und senkte das Gesicht, «sprecht nicht von mir, Babo ist nichts, Babo tat nur seine Schuldigkeit.»

«Treuer Bursche», rief da Kapitän Delano, «Don Benito, wie beneide ich Euch um einen solchen Freund, denn Freund, nicht Sklaven möchte ich ihn nennen.»

Wie Herr und Diener so vor ihm standen, der Weisse auf den Schwarzen gestützt, da musste Kapitän Delano der Schönheit eines solchen Verhältnisses nachsinnen, das Treue und Vertrauen Hand in Hand wie auf einem Bild vor Augen führte. Der Unterschied in der Kleidung, der ihrer verschiedenen Stellung entsprach, erhöhte noch die Wirkung dieser Szene. Der Spanier trug einen weiten Chile-Rock von dunklem Samt, weisse, knapsitzende Kniehosen und Strümpfe, die an Knie und Fussrist mit Silberschnallen besetzt waren, auf dem Kopf einen hohen Sombrero¹⁶ aus feinem Stroh. Am Gürtel hing ihm ein schlanker, silberbehangener Degen, wie er noch heute den vornehmen Südamerikaner wenger als Zierde denn als brauchbare Waffe überall begleitet.

Der Anzug, der sich nur bei seinen nervösen Anfällen leicht verschob, war sehr gewählt und stach seltsam von dem unsauberem Durcheinander ab, welches vor allem das nur von Schwarzen bewohnte Ghetto¹⁷ beim Hauptmast vorn beherrschte.

Der Diener trug nichts als eine weisse Hose, deren grobes geflicktes Tuch wohl von einem alten Marssegel stammte; sie war sauber und wurde über den Hüften von einem aufgedrehten Tau gehalten, was ihm mit seiner ernsten, zuweilen demütigen Miene das Aussehen eines Franziskaners gab.

So wenig jedoch, mindestens in den Augen des nüchternen Amerikaners, Don Benitos Aufmachung zu Ort und Stunde passte und so sonderbar es auch schien, dass sie all die Prüfungen überlebt hatte,

seine Kleidung ging doch nirgends über das hinaus, was bei Südamerikanern seines Standes damals Mode war. Wenn er jetzt auch von Buenos Aires herkam, so erkannte man Don Benito doch sofort an seiner Kleidung als einen Bewohner Chiles, wo man den einfachen langen Rock und die früher etwas plebejische lange Hose noch nicht so allgemein übernommen hatte, sondern die alte malerische Landtracht mit einigen kleidsamen Aenderungen beibehielt.

Und doch, neben der Leichenfarbe des Reiseberichts und der Blässe des Erzählers, wirkte dieses Gewand so widersinnig, dass man unwillkürlich an einen hinfälligen Höfing denken musste, der während der Pestzeit durch die Strassen London irte.

Was Kapitän Delano an der Erzählung am stärksten interessierte und ihn wegen der fraglichen Breitengrade sogar erstaunt aufhorchen liess, waren die langen Flauten und besonders das lange Umhertreiben des Schiffes. Ohne natürlich seine Ansicht laut werden zu lassen, konnte sich der Amerikaner diese Verzögerungen nur mit der Unbeholfenheit der Matrosen und einer fehlerhaften Navigation erklären. Don Benitos kleine, gelbe Hände sagten deutlich, dass der junge Kapitän wohl nicht durch die Ankerklüse¹⁸, sondern durchs Kajütenfenster zu seinem Kommando gekommen war. Warum sich also wundern über ein Versagen, für das Jugend, Krankheit und blaues Blut gemeinsam die Verantwortung trugen? So legte sich's der demokratische Nordamerikaner zurecht.

¹³ Haifisch-Lotsen: auch Pilot genannt, ein 20—30 cm langer, zu den Stachelmakrelen gehöriger Fisch, soll die Haifische zu ihrer Beute führen und von ihrer Nahrung etwas abbekommen. — ¹⁴ Grossrahe: ein quer zum Maste angebrachtes Rundholz. Die Grossrahe ist die unterste Rahe des Grossmasts (Mittelmasts) und hält das Grosssegel. — ¹⁵ Valdivia: Hafenstadt in Mittelchile, benannt nach ihrem Gründer, dem spanischen Eroberer Chiles, Pedro de Valdivia (1552). — ¹⁶ Sombrero: spanischer Ausdruck für Hut. — ¹⁷ Ghetto: seit dem 13. Jahrhundert ummauertes Judenviertel der mittelalterlichen Städte. — ¹⁸ Ankerklüse: Oeffnung am Bug, in welcher der Anker liegt.